

«Wir werden auf einen Krieg vorbereitet»

Die Zürcher Psychoanalytikerin Jeannette Fischer über die Angstmacherei von Politik und Medien.

Roman Zeller

Weltwoche: Frau Fischer, Sie organisieren im Oktober im Kloster Schönthal, Baselland, ein Symposium zum Thema Angst. Was ist Ihre Motivation?

Jeannette Fischer: Für jedes Symposium wähle ich einen Zustand, den wir alle kennen, und leuchte ihn interdisziplinär aus, mit Stim-

«Die Warnung ist lebenserhaltend – die Angst dagegen will mich als manipulierbare Masse»

men aus Militär, Theologie und Philosophie. Dieses Jahr ist es die Angst – weil wir in einer Zeit der Kriegsrhetorik und der Aufrüstung leben. Als Psychoanalytikerin sage ich: Angst ist kein angeborenes Gefühl, das uns vor Gefahr schützt, sondern die Reaktion auf einen Machtdiskurs. Genau diese Sichtweise möchte ich mit dem Symposium zur Diskussion stellen.

Weltwoche: Eines Ihrer Bücher über Angst trägt den Untertitel «Vor ihr müssen wir uns fürchten». Was meinen Sie damit?

Fischer: Ich unterscheide zwischen Angst und Furcht. Angst ist das Symptom eines Machtdiskurses – wenn wir Angst haben, ist immer jemand oder etwas da, der oder das sie uns macht. Mit der Furcht hingegen kommen wir auf die Welt, sie ist eine Art Instinkt. In der Furcht bleiben wir handlungs- und denkfähig: Der Adrenalin Spiegel steigt, wir können schrei-

en, davonrennen, uns wehren. In der Angst dagegen werden wir passiv, ohnmächtig, sprachlos, wir verschwinden regelrecht in einer Enge. Die Furcht genügt völlig als Frühwarnsystem, sie schützt unser Leben – die Angst brauchen wir nicht, sie ist in diesem Sinn überflüssig, und wir müssen sie als Machtinstrument entlarven.

Weltwoche: Sind Menschen heute ängstlicher? Oder leben wir in gefährlichen Zeiten?

Fischer: In meiner vierzigjährigen Praxis habe ich beobachtet, dass die Ängste massiv zugenommen haben. Ich war noch nie in einer Situation, in der ich in einem Land, auf einem Kontinent lebe, der sich aktiv auf Krieg vorbereitet – das kenne ich in meinem Leben nicht, und das gibt mir sehr zu denken. Angst bedeutet ja auch, dass ich von mir selbst und von der Welt getrennt bin. Und genau dieses trennende Moment habe ich schon bei den Corona-Massnahmen gesehen: Der andere wurde zum potenziellen Mörder, wenn er keine Maske trug oder sich nicht impfen liess. Dabei bin ich keine Verschwörungstheoretikerin, aber als Psychoanalytikerin ist mir dieses trennende Moment einfach ins Auge gestochen. Auch Krieg bedeutet ja Trennung, ich darf den anderen töten und bleibe trotzdem die Gute, weil ich angeblich etwas schütze. Das entfremdet mich von mir, nimmt mir die Eigenmächtigkeit – und wer entmächtigt ist, wird manipulierbar und sucht nach Führung. So werden wir auf einen Krieg vorbereitet.

Weltwoche: Wann wird die Angst zum politischen Instrument?

Fischer: Ich setze Politik mit Machtpolitik gleich, eine andere sehe ich gegenwärtig nicht. Um eine Gesellschaft ängstlich zu machen, braucht es die Projektion von Aggression und Hass: Dieser ist böse, wir sind die Guten, wir dürfen uns wehren. Machtpolitik und Angst gehören zusammen wie siamesische Zwillinge.

Weltwoche: Sie kritisieren auch den Woke-Diskurs scharf.

Fischer: Ja, weil er gefährlich ist. Er geht immer vom Opfer aus: Sage ich das falsche Wort, werde ich sofort zur Täterin. Als Frau bin ich in diesem Diskurs immer schon potenzielles

Opfer des Mannes, und die Frau ist eigentlich immer unschuldig – dagegen habe ich immer gearbeitet, ich will auch die Aggressivität der Frau benennen. Wenn ein Mann mir die Hand auf die Schulter legt, gilt das schon als potenzieller Übergriff. Das ist absurd. Dieser Diskurs spaltet, weil ich nicht mehr reden kann, wie mir der Schnabel gewachsen ist, aus Angst, das Falsche zu sagen. Streit, Auseinandersetzung, Konflikt – all das fällt weg, weil man vorher schon einen Maulkorb aufsetzt.

Weltwoche: Wo liegt die Grenze zwischen einer berechtigten Warnung und dem Schüren von Angst?

Fischer: Das lässt sich an einem selbst ablesen. Wird eine Warnung ausgesprochen, gerate ich nicht in Panik und Ohnmacht, sondern es kommt die Furcht: Was kann ich jetzt tun, muss ich fliehen, mich wehren? Ich bleibe handlungsmächtig. Wird hingegen Angst gemacht, fühle ich mich hilflos und ohnmächtig, ich gehe

«Die Leitmedien bedienen sich dieser Spaltung zwischen Gut und Böse. Sie positionieren die Aggression.»

unter. Die Warnung ist lebenserhaltend, sie entmachtet mich nicht – die Angst dagegen will mich als manipulierbare, sprachlose Masse.

Weltwoche: Welche Rolle spielen die Medien bei der Produktion von Angst?

Fischer: Die Leitmedien bedienen sich dieser Spaltung zwischen Gut und Böse und befeuern damit den Opfer-Täter-Diskurs. Sie positionieren die Aggression: Auf den Bösen darf man wütend sein, ihn darf man hassen, letztlich sogar töten. In der Psychoanalyse nennen wir das eine sadomasochistische Dynamik, das ist keine Metapher, sondern eine echte psychische Struktur. Wer weiss, wer der Böse ist, fühlt sich beruhigt: Dann bin ich die Gute. Das gilt unabhängig davon, um welches konkrete Medium es sich handelt.

Weltwoche: Also wäre der einfachste Ratsschlag, komplett auf Nachrichtenkonsum zu verzichten?

>>>





«In der Psychoanalyse nennen wir das eine sadomasochistische Dynamik»: Psychologin Fischer.

Fischer: Ich glaube schon. Man wird süchtig nach Nachrichten, man schaut immer wieder nach, wie es weitergegangen ist, ob es inzwischen doch mehr Tote gab als ursprünglich vermeldet. Man kommt in eine Suchtschleife hinein, und das ist in meinen Augen kriegsvorbereitend, weil es mich von mir selbst wegholt. Dann bin ich nicht mehr mit mir beschäftigt, nicht egozentrisch gemeint, sondern im Sinn von: Was ist überhaupt Leben, was macht mir

«Wir tun so, als sei zuerst das Böse da und dann unsere Angst davor. Dabei ist zuerst meine Projektion da.»

Lust, was macht mir Freude, was will ich eigentlich? Stattdessen werde ich in einen fremden Diskurs hineingezogen und von mir selbst entfremdet und entmachtet. Wir sind da wahn-sinnig verführbar. Deshalb finde ich, einfach abschalten wäre ein hervorragendes Instrument – egal, um welches Medium es sich handelt, sobald es diesen Opfer-Täter-Diskurs bedient, ist das gefährlich und reine Konstruktion einer Machtpolitik.

Weltwoche: An Ihrem Symposium spricht die Forscherin Angela Moré von Angst als unbewusster «Gefühlserbschaft». Sie widersprechen.

Fischer: Ich weiss nicht, ob sie das genetisch meint, das muss ich mir an ihrem Vortrag anhören. Ich würde aber sagen: Angst wird nicht genetisch weitergegeben, sondern über Erzählung in die nächste Generation übertragen. Wenn Eltern einem Kind ständig sagen: «Pass auf, pass auf, damit brichst du dir das Genick», projizieren sie: Sich die Welt zu erobern, be-

deutet Gefahr, nicht Lust. Dieses Kind wird ängstlich und vorsichtig und gibt das an die eigenen Kinder weiter, nicht genetisch verankert, sondern soziogen. Das kennen wir auch von der deutschen «schweigenden Generation» nach dem Krieg, die traumatisiert schwieg: Wer schweigt, gibt die Ohnmacht und das Ausgeliefertsein weiter, ganz gleich, ob als Täter oder Opfer. Angela Moré hat viel in der Holocaust-Forschung gearbeitet, dazu passt das griechische Wort Trauma, es heisst «Leck im Boot» – Kinder, die in dieses Boot hineingeboren werden, schöpfen von Anfang an Wasser, damit es nicht untergeht, statt einfach zu denken, das sei doch längst vorbei.

Weltwoche: Gibt es auch eine positive Seite der Angst? Der Schriftsteller Peter Stamm, mit dem Sie am Symposium diskutieren, bezieht sich auf Sören Kierkegaards Idee der Angst als «schwindelerregender» Freiheit vor dem Abgrund.

Fischer: Da werde ich ihm widersprechen. Was es gibt, ist die Angstlust – wenn Lust an Qual gekoppelt wird, etwa in der sadomasochistischen sexuellen Praxis, wo Lust und Qual ein Paket bilden. Psychoanalytisch nenne ich das eine Perversion, nicht moralisch gemeint, sondern im ursprünglichen Sinn von «umdrehen»: Der Trieb wird ins Qualvolle verkehrt. Auch im gesellschaftlichen Opfer-Täter-Diskurs gibt es diese Lust, Opfer zu sein, und diese Lust, Täter zu sein, und man kann das beliebig steigern. Aber Lust ist unbändig, das stimmt – deshalb ist sie nicht gleich gewalttätig, und sie muss nicht mit Angst gebändigt werden. Das braucht es schlicht nicht.

Weltwoche: Warum mündet Angst fast immer in Feindbildern?

Fischer: Da widerspreche ich: Nicht die Angst schafft das Feindbild, sondern der Hass, unsere Aggression. Wir tun so, als sei zuerst das Böse da und dann unsere Angst davor. Tatsächlich ist zuerst meine Projektion da: dass der oder die oder alle böse sind. Erst danach bekomme ich Angst, und erst dann darf ich meine Destruktion hervorholen und den, den ich zum Bösen erklärt habe, bekämpfen.

Weltwoche: Was ist die häufigste Angst, die Ihnen in Ihrer Praxis begegnet?

Fischer: Die Verlustangst – und das heisst nicht ausschliesslich die Angst, ein Kind oder den Partner zu verlieren, sondern vor allem die Angst, ausserhalb der Gemeinschaft zu stehen, egal, welcher: einer politischen, familiären oder religiösen. Kriegsrhetorik erzeugt immer diese Spaltung zwischen denen drinnen und denen draussen. Wir sind Gemeinschaftswesen, wir funktionieren draussen nicht, dort sind wir stigmatisiert und allein – das macht uns anfällig, uns wieder anzupassen.

Weltwoche: Wie liesse sich diese gesellschaftliche Spaltung überwinden?

Fischer: Nicht, indem man wieder alle in bestehende Institutionen integriert – jede Gemeinschaft funktioniert über Ausschluss. Um

«Der andere muss mir nicht gleich sein, ich muss ihn nicht lieben oder tolerieren.»

einer religiösen Gemeinschaft anzugehören, muss man etwa Christ sein und darf nicht Muslim sein. Wo Sie einschliessen, schliessen Sie auch aus. Deshalb würde ich die institutionalisierten Konstrukte lieber ganz auflösen und nur noch das Zwischenmenschliche stehenlassen. Der andere muss mir nicht gleich sein, ich muss ihn nicht lieben oder tolerieren – ich muss nur aushalten, dass er anders ist als ich. Anerkennung der Differenz, nicht Akzeptanz. Das ist schon ein Unterschied: Akzeptieren klingt, als müsste ich den anderen lieben. Anerkennen heisst nur, ihn als anders wahrzunehmen und mich notfalls von ihm zu trennen.

Weltwoche: Ist das nicht ein Plädoyer für die Anarchie – oder für die direkte Demokratie der Schweiz?

Fischer: Anarchie heisst ja nur «ohne Macht», dass ihr sofort Unordnung und Gewalt unterstellt wird, ist selbst schon ein Diskurs. Es geht mir nicht darum, dass es keine institutionalisierte Macht mehr geben soll, sondern darum, dass diese Macht nicht über mich verfügt. Aber die Schweizer Demokratie würde ich deswegen nicht anarchistisch nennen – ich bezeichne auch sie als machtpolitisch.

Das Symposium «Angst» findet vom 16. bis 18. Oktober im Kloster Schöenthal, Baselland, statt, Tickets gibt es unter: jeannettefischer.ch/angst

Das Videointerview finden Sie auf Weltwoche.ch



«Nicht die Angst schafft das Feindbild, sondern unsere Aggression»: Fischer in ihrer Praxis.